Weil Schweigen keine Option ist

Die Gruppenausstellung „Kunst gegen Rechts“ in Berlin-Friedrichshain positioniert sich vor den Wahlen in Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und Berlin gegen rechtsradikale Politik und Einflussnahme

Von **Julian Weber**

Was tun, wenn es brennt? Am besten zur Alten Feuerwache nach Berlin-Friedrichshain gehen, in deren ehemaliger Spritzenwagenhalle – heute eine kommunale Galerie –, läuft gerade eine Ausstellung mit klarer Setzung: „Kunst gegen Rechts“. Aufhänger sind die im September anstehenden Landtagswahlen von Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern sowie der Wahl zum Abgeordnetenhaus von Berlin.

Anlass sei die akute Gefahr, dass dann „die demokratischen Parteien nicht in der Lage sein werden, die nächste Regierung zu bilden“, warnen die beiden Kurator:innen Anne Mundo und Dirk Teschner im Booklet vorsorglich. Und schicken durchaus plakativ hinterher: „Kunst macht da nicht mit! Kunst schlägt dazwischen!“ Bereits 2017 hatten die beiden erstmals eine Ausstellung mit dem Titel „Kunst gegen Rechts“ konzipiert, damals zog zum erstmals seit 1960 eine rechtsradikale Partei in den Bundestag ein. Seither sind viele weitere Tabus gebrochen worden.

Intervention ist ganz bestimmt ein Motiv, das einigen der 17 Arbeiten der beteiligten Künstler:innen aus dem In- und Ausland zugrunde liegt. Und doch wirkt die Schau insgesamt vielschichtig und kaum alarmistisch, sondern feinfühlig, auch nüchtern-dokumentarisch und manchmal mit hintersinnigem Humor zusammengestellt.

Man muss nur den gläsernen Baseballschläger des Dresdner Künstlers Thomas Judisch betrachten, der an einer Säule in einem Holzverschluss angebracht ist, um zu wissen, was die Stunde geschlagen hat. Von weitem sieht sein Glasobjekt aus wie eine kunstvoll geschliffene Karaffe. Erst wenn man „Die Rüpel von Rostock“ genauer betrachtet, entdeckt man ins Glas eingravierte Tags und Logos, die wie Klograffiti aussehen.

Der Baseballschläger ist im Kontext der deutschen Wiedervereinigung in den frühen 1990ern zu einem Symbol rechtsradikaler Gewalt geworden. Judisch nimmt das US-Sportgerät wieder aus diesem Bezugsrahmen, lässt es transparent aussehen und stellt Bezüge zur antiken Mythologie her, etwa zur Keule des tragischen Helden Herakles. Latent gewalttätig wirkt der Schläger trotzdem.

An einer Wand um die Ecke leistet der Berliner Musiker und Künstler Moritz Sturm dringend benötigte Aufklärung und beurkundet Vorgänge, die staatliche Institutionen fatalerweise unterlassen haben. Seine 45-teilige Tusche-Porträtserie „Todesopfer rechter Gewalt“ erinnert an Menschen, die seit 1990 von Neonazis in den drei Bundesländern (in denen die Wahlen stattfinden) ermordet wurden. Von manchen existiert nicht mal ein Foto, sodass Tatorte abgebildet werden.

Mit einem QR-Code lassen sich die Biografien der Opfer interaktiv nachlesen. Etwa die von Dragomir Christel, einem aus Rumänien stammenden 18-jährigen Geflüchteten, der im März 1992 in der Nähe von Rostock von Neonazis erschlagen wurde. „Schweigen ist keine Option“, erklärt Moritz Stumm in einem Statement und weist auf Diskursverschiebungen im gesellschaftlichen Dialog hin, wobei er nicht nur die fatale Popularität der AfD benennt, sondern auch, dass ihr toxischer Parolenschrott wie Nervengift in den allgemeinen Sprachduktus des Mainstreams eingesickert ist.

Wenn faktenbasierte und wissenschaftliche Erkenntnisse von irrationalen Ängsten verdrängt werden, logische Argumente völkischer Ideologie Platz machen sollen und menschenverachtende Verlautbarungen als Politik fungieren, muss sich der Wind wieder drehen. Schon jetzt flattern die beiden großformatigen Fantasie-Fahnen von Raul Walch, die außen an der Feuerwache an Masten hängen und die feierliche Beflaggung öffentlicher Gebäude, wie sie in Deutschland seit der Kaiserzeit üblich ist, spielerisch kommentieren.

Walch hat eine rote und eine schwarze Fahne jeweils mit dezenten farblichen Abstufungen versehen und dazu Streifen aus Haushalts- und Bekleidungstextilien hinzugefügt. Sie erinnern an Balken und Achsen von Diagrammen aus den Massenmedien. Zudem hat Walch knallige Pop-Art-Plakatmotive mit roten Buchstaben auf blauem Grund designt, die Besucher:innen auch als Poster mitnehmen können: „Keine Demokratie ohne Antifaschismus“ lehnt sich in Schrifttypus und Farbgebung selbstbewusst an Robert Indianas berühmte Skulptur „Love“ an.

Die Ausstellung bekennt sich ausdrücklich zu einem Deutschland als „postmigrantische Gesellschaft der Vielen“. Ein Land, das vielfältiger ist als der Jägerzaun im Kopf und die braune Bratensoße auf dem öden Heimatteller der AfD es suggerieren.

Auf den staatlich verordneten autoritären Antifaschismus in der DDR und die halbherzige Entnazifizierung in der BRD nimmt die Schau eher indirekt Bezug. Zwar wurde nach 1945 die Aufarbeitung der NS-Zeit begonnen, aber in keinem der beiden deutschen Staaten wurde bis 1989 rechtsradikalen Umtrieben von den Behörden mit Nachdruck begegnet. Altnazis waren in Ost und West in Amt und Würden, neue Nazis durften sich ausprobieren.

Umso eindrucksvoller ist das Kartografieprojekt „Wir sind hier“ von Talya Feldman. Die US-Künstlerin hat damit nicht nur ein Kunstwerk erschaffen, sondern beleuchtet auch wenig bekannte Orte der Erinnerung und Dunkelfelder: Sie macht Tatorte von faschistischen Übergriffen sichtbar, so etwa eine Brücke in Merseburg, von der aus 1979 ein kubanischer Vertragsarbeiter in der DDR nach einer Hetzjagd ermordet wurde.

Antifaschismus sei für sie „Einstehen für andere“, erklärt Kuratorin Anne Mundo der taz, erwähnt die Dringlichkeit, die den Arbeiten in ihrer Ausstellung zu eigen ist und zeigt lakonisch auf ein großes Banner, auf dem „Kunst kann Kampf“ steht.

„Kunst gegen Rechts“.
Alte Feuerwache, Berlin-Friedrichshain, bis 20. September. Am 2. 9. und am 9.9. gibt es jeweils um 18 Uhr Artist Talks



„Wir sind hier“ – an dieser Brücke in Merseburg wurde 1979 Delfín Guerra erschlagen. Mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin Foto: Talya Feldman

unterm strich

Gestohlen und wiedergefunden

Es könnten auch Szenen aus einem Heist-Film sein, die sich in der Nacht zum Sonntag in einem Museum in der sizilianischen Stadt Messina abgespielt haben. Unbekannte drangen in die Ausstellungsräume des Museo Regionale di Messina ein, umgingen hierfür die Alarmsysteme, entwendeten mehrere Werke und entwischten.

Dabei hatten es die Diebe auf Werke des aus ebendieser Stadt stammenden Renaissancemalers Antonello da Messina abgesehen. Sie stahlen drei von fünf Tafeln des berühmten Polyptychons von San Gregorio sowie eine beidseitig bemalte Tafel mit einer Darstellung der Madonna und dem Christus. Letztere soll sogar aus dem Innern einer gesicherten Vitrine herausgelöst worden sein. Die Polizei ermittelt nun und sammelt Hinweise zur Identität der Diebe.

Es ist bereits der zweite größere Kunstraub in Italien dieses Jahr. Schon im März wurden aus dem Privatmuseum der Stiftung Magnani-Rocca in der Nähe der norditalienischen Stadt Parma Gemälde von Pierre-Auguste Renoir, Paul Cézanne und Henri Matisse gestohlen. Genauer handelt sich hierbei um „Die Fische“ von Renoir, „Stillleben mit Kirschen“ von Cézanne und „Odalisque auf der Terrasse“ von Matisse. Geschätzter Gesamtwert: mehrere Millionen Euro.

Zwei Tage vor dem Raub in Messina fanden Ermittler diese drei Werke bei Durchsuchungen nun wieder. Dies teilte die italienische Polizei am vergangenen Freitag mit. Nähere Angaben zu den mutmaßlichen Dieben und ihrem Verbleib machte sie aber nicht. Italienischen Medienberichten zufolge wird gegen neun aus Moldawien stammende Täter ermittelt.

Das gestohlene Cézanne-Gemälde wurde zwischenzeitlich auch für eine Desinformationskampagne missbraucht. Wenige Wochen nach dem Diebstahl war es im Hintergrund einer Videobotschaft aus dem Büro des ukrainischen Präsidenten Selenskyj zu sehen gewesen. Wie sich wenig später herausstellte, war das Video gefälscht und über ein Kreml-nahes Netzwerk verbreitet worden.

Ruth Lang Fuentes

Fortsetzung von Seite 15

die Musik wurden fertig. Es gibt also eigentlich kein unveröffentlichtes Material mehr.

taz: Stimmt es, dass Joan Baez Sie zur Gitarre gebracht hat?

Toody Cole: Ja, wie jede Teenagerin wollte ich mit 14 oder 15 wie Joan Baez sein. Sie und Bob Dylan waren so cool. Meine Eltern kauften mir eine Konzertgitarre. Aber meine eher kleinen Hände und der breite Gitarrenhals wurden keine Freunde. Mit dem Bass war es anders, im Grunde ist es ein Perkussionsinstrument. Die Kraft eines E-Basses ist wunderbar. Die tiefen Töne liegen mir viel mehr als das hohe Zeug der Gitarre.

taz: Die Anziehungskraft von Dead Moon ging immer über den Sound hinaus. Viel hat auch mit Ihrer Do-it-Yourself-Mentalität und Ihrem Lebensstil zu tun.

Toody Cole: Die technologische Entwicklung rund um KI verläuft derart rasant, dass dies vielen Menschen Angst macht. Auch junge Leute suchen nach Alternativen und entdecken dabei die Vergangenheit – genau wie wir damals in den 1960ern und später. Zuletzt hab' ich jemandem ein langes Interview gegeben, der einen Dokfilm über den DiY-Ansatz dreht. Für viele Junge ist das wieder interessant.

taz: Das Haptische ist dabei ein Faktor, aber bieten die digitalen Produktions- und Vertriebswege heute nicht auch gute DiY-Möglichkeiten, mehr als je zuvor?

Toody Cole: Vermutlich, aber für uns ging es bei DiY vor allem um eine Gemeinschaft, die sich gegenseitig ermutigte und dabei unterstützte, eigene Projekte unabhängig von großen Musik-Konzernen in die Tat umzusetzen.

taz: Ist dieses Gemeinschaftsgefühl im digitalen Raum verloren gegangen?

Toody Cole: Ich glaube, die meisten Musiker:innen wollen mit Gleichgesinnten zusammenarbeiten. Für mich ist das Gefühl einer echten Band jedenfalls zentral, eine Ein-Mann-Show liefert das nicht. Nur Greg Sage hat das mit den Wipers mal geschafft und alle Instrumente im Alleingang eingespielt. Für mich würde das nicht funktionieren.

taz: Fred und Sie haben Dead Moon-Alben über Jahrzehnte selbst aufgenommen, gemastert und bei kleinen Presswerken auf Vinyl pressen lassen. Auch die Cover haben Sie selbst gestaltet – während Sie parallel ein Musikgeschäft geführt und Kinder großgezogen haben. Ist DiY bloß ein anderes Wort für Selbstausbeutung?

Toody Cole: Man muss jedenfalls höllisch auf sich selbst aufpassen. Irgendwann haben wir Vertrieb und Promotion abgegeben, weil es uns zu viel wurde und weder Fred noch ich uns gerne vermarkten. Die Kinder waren in den 1990ern erwachsen, so konnten wir ausgiebig durch Europa touren. Unseren Musikladen haben wir damals geschlossen. Vielleicht wären wir sonst wirklich durchgedreht.

taz: Mit Zipper, Rats oder King Bee haben Sie beide bereits vor Dead Moon in etlichen Bands gespielt. Aber keine war ansatzweise so erfolgreich. Wo lag das Geheimnis?

Toody Cole: Es lang an der speziellen Bandchemie, unsere Trio-Kombination, das Mysterium unseres Lebensstils, unsere Liebesgeschichte und vor allem an der Musik selbst. Wir drei hatten völlig unterschiedliche Persönlichkeiten, und zusammen waren wir einfach umwerfend. [Lacht] Ich vermisse das sehr. Es war authentisch, und wir hatten so viel Spaß. Gegen Ende fühlte es sich mehr wie ein Job an, und Fred war etwas entmutigt, weil die Leute immer nur die gleichen alten Songs hören wollten. Also mache ich das jetzt für ihn: Ich spiele „Walking on My Grave“, „Dagger Moon“, „It's O.K.“, „Dead Moon Night“. Noch ein letztes Mal.